



Wort in die Zeit

Abtei Neuburg

Heft 228 / 2026



Titelbild:

Blick auf die Stiftskirche

Impressum

Herausgeber: Abtei Neuburg, Stiftweg 2, 69118 Heidelberg
Redaktion: P. Ambrosius
Mitarbeiter dieser Ausgabe: P. Benedikt
Fotos dieser Ausgabe: P. Benedikt, P. Ambrosius
Bankverbindung: Liga-Speyer, IBAN: DE09 7509 0300 0000 0644 67, BIC: GENODEF1M05
E-Mail: kloster@stift-neuburg.de
Internet: <http://www.stift-neuburg.de> · <https://www.facebook.com/Stift-Neuburg>

Datenschutzrechtlicher Hinweis:

Informieren Sie uns, wenn Sie die Zusendung in Zukunft nicht mehr wünschen. Sie werden dann sofort aus der Empfängerliste gestrichen. Weitere Informationen zur DSGVO finden Sie auf unserer Internetseite.

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Freunde unserer Abtei!

Über vielen Klosterpforten unseres Ordens findet sich das Wort „Pax“, den Ankommenden wird der Friede gewünscht. In Neuburg fehlt dieses Wort der Begrüßung, aber oft sagen uns Besucher des Klosters und besonders der Kirche, dass sie hier ein Refugium finden, in dem sie zu Ruhe und Friede finden. Wir Mönche erleben besonders in den Sommermonaten den Park vor der Kirche eher als Quelle der Unruhe, wenn sich dort viele Menschen aufhalten und keineswegs besonders rücksichtsvoll die besondere Atmosphäre genießen. Doch irgendwie führt der Ort selbst kirchenferne Menschen eben doch zur Besinnung, auch wenn wir Mönche manchmal zurückgezogener leben möchten.



Abbildung aus einer alten Benediktus-Regel mit dem segnenden Ordensgründer, gefunden in der Abtei Montecassino

Ein anderer Brauch wird von uns Mönchen jetzt seltener geübt: Früher hat man auch in der Ordenskorrespondenz über jeden Brief das Wort „Pax“ gesetzt, so wie ja auch Paulus in seinen Briefen den Empfängern den Frieden zuspricht. Natürlich sehnen sich alle Menschen, egal welcher Kultur und Religion, nach Frieden. Gibt es aber eine eigene Dimension des Friedens für Christen?

Friede etwa in einer Klostergemeinschaft, aber auch zwischen Völkern und Religionen kann nur gelingen und wachsen, wenn auf Gottes Wort gehört wird und daraus Lebensgestaltung wächst. Das deutsche Wort „Friede“ ist sprachlich verwandt mit den Worten „frei“, „freien“ und „Freund“, die Wurzel all dieser Worte „pri“ hat im Mittelhochdeutschen durchaus auch mit „lieben“ zu tun. Lieben weniger als individuelle Bindung zweier Menschen verstanden als vielmehr eine gegenseitige Unterstützung und Hilfe. Erst in der Aufklärung, also vor etwa 300 Jahren, hat man dann gemeint, dass man Frieden schaffen kann, indem man den Menschen bildet und von Vorurteilen befreit. Die Vernunft fordere Friede, also sei der Friede ein Bildungsziel, ein politisches Programm. Dieser Glaube, dass der Fortschritt von Vernunft und Freiheit das goldene Zeitalter des ewigen Friedens herbeischaffen könne (noch Friedrich Schiller und seine Zeitgenossen haben das geglaubt), ist längst verfliegen.

Im 20. Jahrhundert hatte man allenfalls noch die Hoffnung, Frieden im Sinne eines „Gleichgewicht des Schreckens“ verwirklichen zu können. Also wurde ein Stopp des Wettrüstens, einseitige Abrüstung und schließlich Gewaltverzicht gefordert. Im Übrigen ist „Friede“ oft seines konkreten Inhaltes entleert und beschwört in allgemeiner Form eine Welt der Harmonie, der Freiheit und der Gerechtigkeit, was sich freilich alles mit ganz unterschiedlichen Vorstellungen aufladen lässt. Also sollten Christen die Bibel befragen, um den Blick für den Frieden zu schärfen. Das hebräische Wort „shalom“ ist weit umfassender als das deutsche Wort „Friede“. Damit ist ein Zustand des Wohlergehens gemeint, der für Mensch und Natur Leben ermöglicht und fördert. Wenn alle chaotischen Mächte gebändigt sind und die Welt vor ihnen bewahrt wird, herrscht Schalom. Zum Frieden gehören neben dem Fehlen des Krieges Sicherheit für das Volk durch den Segen Gottes, soziale Ordnung im Sinne des Schutzes der Schwachen, aber auch das Fehlen von Katastrophen und Missernten, von Krankheit und Machtmissbrauch.

Der Friede bestimmt sich nicht einfach im Gegenüber zum Krieg, er beendet nicht den Kriegszustand, wie wir z.B. vom „Frieden von Versailles“ sprechen. Schalom ist ein positiver Friedenszustand. Und das Wichtigste: Er ist eine elementare Gabe Gottes, ähnlich wie das Leben, das sich keiner selbst zu geben vermag. Das Heilsein oder Ganzsein einer Gemeinschaft und ihrer Lebensbedingungen kann durch das Handeln der Menschen bewahrt oder gestört, aber nicht durch menschliches Bemühen allein herbeigeführt wer-

den. Der Friede ist aber etwas geradezu Selbstverständliches, deshalb sprechen sich die Menschen im Orient schon bei der Begrüßung diesen Frieden Gottes zu und schaffen so eine Atmosphäre des Wohlwollens und der Akzeptanz, die dann das Miteinander prägen soll. Von dieser Friedenszusage könnten wir uns manches abschauen, denn wir Christen kennen das eigentlich nicht aus dem Alltag, sondern nur aus der Eucharistiefeier. Dort wird der Friedensgruß dann hoffentlich auch handgreiflich zugesprochen.

Auch wenn biblischer Friede ein Geschenk Gottes ist, bleibt er für uns eine Aufgabe. Dazu bedarf es zunächst einmal des Friedens mit sich selbst. Nicht, weil wir uns „im Griff hätten“, sondern weil wir uns so sehen dürfen, wie wir mit all unseren Schwächen nun einmal sind. Das kann Gelassenheit schenken, und dann können wir die Menschen in unseren Gemeinschaften nicht nur in Frieden sein lassen, sondern deren Schwächen zudecken. Wir brauchen uns nicht zu behaupten und müssen nicht dauernd die Ellbogen gebrauchen, um uns durchzusetzen, sondern dürfen in Heiterkeit unseren Weg miteinander finden.

Für die hl. Hildegard von Bingen ist es die wesentliche Aufgabe des Menschen, „die Wunden in Perlen zu verwandeln“. Natürlich ist das nicht ein Willensakt, das kann man nicht befehlen. Wer sich mit dem eigenen Schatten aussöhnen will, der muss auch das zulassen, was unserem Bild von uns selbst nicht entspricht. Der Mensch ist nun einmal so angelegt, dass er immer zwischen zwei Extremen und Polen hin- und hergerissen ist, etwa zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Disziplin und Sich-Gehen-lassen, Liebe und Hass. Wer sich dem Schatten nicht stellt, der projiziert ihn auf andere. Er gibt z.B. seine eigene Disziplinlosigkeit nicht zu und sieht sie nur bei den anderen. Seine eigenen Defizite zu akzeptieren, dazu braucht es Demut. Das entsprechende lateinische Wort ist *humilitas*, was mit Humus zusammenhängt. Wer demütig Schwächen akzeptiert, der hat den Humus, auf dem neues Leben in Christus wachsen kann.

So wünsche ich uns allen den Frieden, den die Welt gar nicht geben kann, den Christus aber bei seinen Erscheinungen allen zugesagt hat, die ihn suchen. Es wünscht Ihnen ein gesegnetes Osterfest

Ihr *P. Benedikt*

Die Auferweckung des Lazarus Joh 11,1–45

Die biblische Geschichte des Lazarus führt uns an einen Ort, den wir alle kennen: an ein Grab. An einen Stein. Zum Geruch der Endlichkeit. Und zu einer Stimme, die genau an diesem Ort nicht schweigt.

Die Geschichte erzählt von Lazarus und zugleich von Marta und Maria, und dabei hören wir etwas über uns – über unser Warten, unseren Protest, unsere Müdigkeit. Und wir hören eine Frage, die auch die unsere ist: „Warum jetzt? Warum so? Warum du?“ Und wir hören von Jesus als jemandem, der sich in diese Frage hineinbegibt, der weint – und dann handelt.

Romano Guardini hat immer wieder betont, Christsein ist keine Theorie, keine Weltanschauung, kein „Programm“. Christsein sei ein Du, ein nicht verfügbares, nicht abrufbares Du. Wer an Christus glaubt, glaubt an eine Person.

Johannes führt uns eine Szene vor Augen, die sehr vertraut anmutet. Wir sehen ein Dorf, ein Haus und drei Geschwister. Es geht um Freundschaft, Krankheit und Tränen angesichts des Todes. Es geht also um die große Frage: Was ist Leben? Was ist Tod? Wo ist Gott, wenn es ernst wird? Und was bedeutet es, wenn Jesus sagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“?

Der Text beschreibt einen Weg, der von einem Hilfeschrei „*Herr, komm!*“ über den Vorwurf „*Herr, wärest du hier gewesen...*“ zu einer Verwandlung führt „*Ja, Herr, ich glaube...*“, und mit dem auch uns erlösenden Befehl endet: „Komm heraus!“

Die Liebe – und die Verspätung

Gleich zu Anfang berichtet Johannes, dass Jesus diese drei – Martha, Maria und Lazarus – liebt. Und gerade deshalb ist es so verstörend als der Hilferuf der beiden Schwestern ihn erreicht, dass er zunächst bleibt, wo er ist: „Herr, der, den du liebst, ist krank.“ Doch Jesus eilt nicht sofort zu dem kranken Freund. Wir stutzen. Was heißt das? Vielleicht ist es der Hinweis, dass Gott kein Automat ist, den man mit einem Gebet „in Gang setzen kann“, dass er nicht „verfügbar“ ist.

Es gibt im geistlichen Leben kaum etwas Schwierigeres als das Warten, das nicht voll froher Spannung ist wie das Warten auf einen schönen Geburtstag, sondern Warten am Rand der Ohnmacht ist: bei Krankheit, in Konflikten, in einer Depression, bei Erschöpfung, angesichts der Verstrickungen in einer Familie, angesichts einer Beziehung, die nicht heilt, bei einer Schuld, die nicht aufhört zu nagen.

Wir leben in einer Zeit, die Warten als etwas nahezu Unerträgliches empfindet. Alles muß schnell gehen, alles hat sofort verfügbar zu sein. Das Stichwort ist „sofort“. Wenn auch nur die kleinste Verzögerung eintritt, entsteht Aggression, Unruhe, innerer Lärm. Wir leben in einer Kultur des „Zuviel“: zu viele Reize, zu viele Optionen, zu viele Anforderungen an uns selbst. Macht uns das lebendiger? Nein, es macht uns müde – bis hinein in unsere Seele. Und in dieser Müdigkeit wird das Warten zum Feind. Wir halten es nicht aus.

Johannes 11 zwingt uns, das auszuhalten. Denn Jesus bleibt, wo er ist. Er wartet. Und Lazarus stirbt. Warum? Wir dürfen das nicht schnell „erklären“. Wer zu schnell erklärt, verrät die Tränen. Wer zu schnell von einem tieferen „Sinn“ spricht, macht den Schmerz klein.



Lazarus, im Chor unserer Kirche, Valentin Feuerstein

„Herr, wärst du hier gewesen ...“ – Protest als Gebet

Und dann steht man da mit dieser schmerzhaften Frage: Wo warst du? Als Jesus endlich kommt, liegt Lazarus schon vier Tage im Grab. Marta geht ihm entgegen. „Herr, wärst du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.“

Die Bibel weicht diesem Vorwurf nicht aus. Auch Maria sagt später dasselbe. Es ist, als würde Johannes uns erlauben, den Satz auszusprechen, den wir oft verschlucken: „Wenn du da gewesen wärst... Wenn du eingegriffen hättest... Wenn du doch nur...“ Dieser Satz kann so bitter sein, so hart. Oder er kann, wie bei Marta, eine Tür öffnen, nicht weil der Schmerz nachgelassen hätte, sondern weil sie ihren Protest an Jesus richtet. Sie bricht die Beziehung nicht ab. Sie klagt ihm ins Angesicht. Das ist bereits Glaube: der Protest, der sich noch an Gott wendet.

Das ist wichtig, gerade in spirituellen Milieus: Glaube ist nicht die Abwesenheit von Protest. Glaube kann Protest sein – wenn der Protest die Beziehung nicht abbricht. Marta spricht Jesus an. Sie spricht nicht über ihn, sie spricht mit ihm. Das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Wer seine Klage zu Gott trägt, steht in Beziehung zu ihm.

Man könnte sagen: Die Verspätung Jesu ist wie ein Spiegel. Sie zeigt, woran wir glauben. Glauben wir an einen Gott, der unsere Pläne bestätigt oder an einen Gott, der uns – womöglich in unbekanntes Gelände – führt? Glauben wir an einen Gott, der uns vor Dunkelheit bewahrt oder an einen Gott, der auch im Dunkeln gegenwärtig ist?

Die Verspätung Jesu bewirkt etwas: Marta und Maria müssen Abschied nehmen. Sie müssen den Tod des Bruders ertragen und ihn beerdigen. Jesus verhindert nicht, dass Lazarus stirbt. Er geht mitten hinein in das, was wir am liebsten vermeiden würden: in die Endlichkeit.

Und hier trifft die theologische Tiefe des Textes auf die Wahrheit der Naturwissenschaft. So erklärt zum Beispiel der Physiker Stephen Hawking immer wieder, dass Entstehung, Ausdehnung und Zerfall im Kosmos zeitliche Prozesse sind. Die Natur kennt keine Sentimentalität. Sterne brennen aus. Systeme kühlen ab. Alles, was beginnt, trägt den Schatten des Endes.

Aber genau hier beginnt die christliche Kühnheit – nicht indem sie die Endlichkeit leugnet, sondern indem sie sagt: Sterben ist nicht das Ende, aber nicht, weil wir ein „Weiter so“ hätten. Gott selbst begibt sich in Jesus auf die Grenze zwischen Leben und Tod, nicht als Zuschauer, sondern als Weinender und als Befreier.

„Jesus weinte“ – Gott bleibt nicht außen

Jesus geht zum Grab. Und plötzlich steht da dieser kurze Satz: „Jesus weinte.“ Keine große Rede. Kein theologischer Vortrag. Nur Tränen. Zwei Worte. Ein Erdbeben im Glauben. Wir müssen das festhalten: Jesus weint nicht, weil er keine Hoffnung hätte. Er weiß, was er tun wird. Trotzdem weint er. Er weint über den Tod des Freundes. Er weint mit den Schwestern. Er weint angesichts des Grabes. Er weint angesichts der Macht des Todes, die Beziehungen zerreißt, Körper zerstört, Biographien abbricht.

Unsere Gesellschaft schämt sich zunehmend für Schwäche. Schwäche wird pathologisiert. Trauer wird schnell „behandelt“, „gemanagt“, „abgearbeitet“. Wir sollen funktionieren. Und wenn wir nicht funktionieren, gelten wir als defizitär. Unsere Kultur hält das Negative nicht mehr aus: keine Trauer, keinen Schmerz, keinen Verlust. Alles soll schnell wieder „positiv“ werden. Wir haben Programme für alles, aber wenig Raum für Klage. Wir betäuben uns, flüchten in die Ablenkung. Wir „managen“ die Trauer – und verpassen ihre Wahrheit: Trauer ist Liebe, die ihr Gegenüber nicht mehr findet. Jesus weint.

Tränen sind kein Versagen, sondern ein Zeichen, dass wir noch lebendig sind. Jesus zeigt uns: Gott ist nicht eine Idee über den Schmerz, sondern eine Anwesenheit im Schmerz, keine Flucht aus dem Leid, sondern Mit-Leiden. Was erstarrt, verhärtet war, wird weicher.

Und vielleicht ist genau das der Punkt, an dem viele wieder zu glauben beginnen. Nicht, weil sie einem Wunder begegnen, sondern weil sie Gott weinen sehen.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben“ – nicht nur Zukunft, sondern Gegenwart. Die entscheidende Frage ist: „Glaubst du das?“

Dann spricht Jesus zu Marta den großen Ich-bin-Satz: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Und er fragt: „Glaubst du das?“ Dieser Satz ist der Kern dieses Evangeliums. Nicht das Wunder steht im Zentrum, sondern diese Frage, die nicht nur an Marta gerichtet ist, sondern an jeden von uns.

Glaube ist hier nicht Theorie. Nicht „ich halte es für möglich“. Glaube ist Bindung: an eine Person. Jesus fragt nicht: „Verstehst du das?“ Er fragt: „Glaubst du das?“ – also: „Vertraust du mir, auch wenn du noch nichts siehst?“

Marta antwortet ihm mit dem Bekenntnis: „Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes.“ Das ist kein triumphales „Ich hab’s verstanden“. Es ist eher ein „Ich halte mich an dir fest“. Ein „Ich bleibe bei dir“. Vielleicht ist dies Treue eine der stärksten Formen des Glaubens.

Auferstehung beginnt dort, wo ich mich nicht mehr an Sicherheiten klammere, wenn ich nicht mehr alles zusammenhalten muss. Wenn ich nicht mehr jeden Schmerz sofort loswerden muss. Wenn ich nicht mehr jede Angst mit Aktionismus zudecken muss. Wenn ich lernen darf zu sagen: „Herr, ich verstehe es nicht. Aber ich bleibe.“

„Wälzt den Stein weg!“ – Gott will uns beteiligen

Dann folgt der Satz: „Wälzt den Stein weg!“ Marta reagiert sofort realistisch: „Herr, er riecht schon; denn es ist der vierte Tag.“

Das Evangelium ist hier nicht zimperlich. Es weiß um den Geruch der Verwesung. Es weiß, dass Tod nicht ästhetisch ist. Und genau deswegen ist dieser Satz so stark: Gott geht nicht



Der Sarkophag des Marcus Claudianus – die Auferstehung des Lazarus, Rom 330

an der Wirklichkeit vorbei. Er berührt sie und beteiligt die Menschen. Er sagt nicht: „Seht her, was ich kann.“ Er sagt: „Tut ihr, was ihr könnt, wälzt den Stein weg.“

Spirituell heißt das: Es gibt Bereiche in uns, die wir verschlossen halten, weil wir Angst vor dem haben, was „riecht“: Alte Wunden, nichtvergebene Schuld, Scham, Bitterkeit, Selbsthass, ungelöste Konflikte oder verdrängte Trauer. Auch Erschöpfung, die wir nicht eingestehen wollen und mit Aktivität überdecken. Welche Steine müssen da weggewälzt werden?

Meister Eckhart sagt: In der Tiefe findet die Seele Gott nicht dadurch, dass sie immer mehr ansammelt, sondern dadurch, dass sie loslässt, den Stein loslässt, an dem ich mich festklammere, den Stein meiner Rechtfertigungen. Den Stein meiner Bitterkeit. Den Stein meines Stolzes. Den Stein meines „So bin ich eben“. Gott will nicht, dass wir uns selbst begraben.

Wir leben gern auf glatten Oberflächen. Wir wollen das Saubere, Transparent-Optimierte. Aber Wahrheit ist nicht glatt. Wahrheit hat Unebenheiten. Wahrheit hat Geruch. Und ohne Widerstand gibt es kein Leben.

Jesu Dank – vor dem Wunder

Jesus betet. Und er sagt „Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast“, das heißt, er dankt, bevor das Wunder sichtbar ist. Dank ist hier nicht die Reaktion auf den Erfolg, sondern Ausdruck der von Jesu Hingabe.

Guardini hat diese Haltung als Grundform liturgischen Lebens beschrieben: Der Mensch steht vor Gott als Empfangender. Er ist nicht der „Macher“, sondern empfängt das, was geschieht als Gabe. Sein Dank ist das Ja zur Gegenwart Gottes – auch wenn die Situation noch dunkel ist.

In einer Zeit, in der alles nach Effizienz und Leistung bewertet wird – selbst Spiritualität wird mitunter zum „Projekt“ – ist solcher Dank eine Art Gegenzeichen.

„Lazarus, komm heraus!“ – Die Stimme gegen die Endgültigkeit

Dann ruft Jesus mit lauter Stimme: „Lazarus, komm heraus!“ Das ist nicht nur ein Satz. Es ist ein Ereignis. Es ist das Wort Gottes gegen die endgültige Endlichkeit. Wie ist das zu verstehen? Ist Endlichkeit nicht unser aller Schicksal, auch das des Kosmos?

Der christliche Glaube leugnet diese Endlichkeit eben gerade nicht. Er weist jedoch darauf hin, dass es eine Wirklichkeit gibt, die diese Endlichkeit übersteigt und nicht mit Tod endet, die Wirklichkeit der Liebe. Und diese Liebe hat eine Stimme. Sie ruft: „Komm heraus!“ – Das

ist der Ruf, der die in der Natur geltenden Grenzen überschreitet. Nicht nur damals. Auch heute.

„Komm heraus!“ könnte bedeuten: Komm heraus aus der inneren Höhle der Selbstabschließung. Komm heraus aus der Angst, nicht zu genügen. Komm heraus aus dem Grab der Vergangenheit, die dich gefangen hält. Komm heraus aus dem Groll, der dich bindet. Komm heraus aus dem Bild, das du dir von dir selbst gemacht hast. „Komm heraus“ heißt: Der Tod hat nicht das letzte Wort, nicht nur biologisch – auch existenziell, dort, wo wir innerlich sterben an der Sinnlosigkeit, an Überforderung, Zynismus und Selbstentwertung.

„Bindet ihn los“ – Auferstehung als Prozess, Kirche als Befreiung

Doch die Geschichte ist noch nicht zu Ende, als Lazarus aus dem Grab herauskommt. Denn seine Hände und Füße sind noch mit Binden umwickelt und sein Gesicht ist verhüllt. Er lebt – aber er ist noch nicht frei. Und nun sagt Jesus: „Bindet ihn los und lasst ihn gehen.“

Jesus könnte die Binden mit einem Wort lösen. Aber er beauftragt die anderen damit. Befreiung ist hier eine gemeinsame Tat. Auferweckung ist nicht nur ein privates Wunder, sondern zugleich Auftrag an die Gemeinde. Das ist eine präzise Beschreibung von Kirche, die ihrem Herrn folgt: Um richtig zu leben, müssen die Fesseln gelöst werden. Dazu braucht es Geduld, Vergebung und Begleitung

Das ist die Herausforderung für unsere Gemeinschaften – ob im Kloster, in der Pfarrei oder in der Familie: Helfen wir einander beim Losbinden? Oder zurren wir die Fesseln noch fester? „Fesseln“ das können auch Erwartungen sein, Rollen, die wir spielen, Urteile, die wir von uns geben. „Der ist eben so.“ „Die wird nie anders.“ Es können Geschichten sein, die wir über andere erzählen und die ihnen die Luft nehmen.

Wenn wir dieses Evangelium nur als Bericht über Lazarus lesen, bleibt es Vergangenheit. Aber Johannes erzählt es so, dass es Gegenwart wird. Es geht darin um uns.

Erstens: Es geht ums Warten.

Womöglich wartet jemand unter uns gerade auf Gesundheit, auf Frieden, auf Versöhnung, auf Klarheit, auf einen Ausweg. Das Evangelium sagt nicht, dass Gott uns alle Wünsche erfüllt, wenn wir ihn nur inständig genug bitten. Es sagt: Gott verliert dich nicht aus den Augen, auch wenn es sich manchmal so anfühlt.

Zweitens: Es geht um die Tränen. Jesus schämt sich seiner Tränen nicht. Gott ist mit dir in deiner Trauer. Du darfst zu Gott kommen, wie du bist.

Drittens: Es geht um den Stein.

„Wälzt den Stein weg“ heißt: Geh nicht an den Orten vorbei, die du so sorgfältig verschlossen hast.

Viertens: Es geht um den Ruf. „Komm heraus!“

Das ist nicht nur ein Befehl an Lazarus, sondern eine Einladung an dich. Aus welchem Gefängnis, aus welcher Höhle, aus welchem Muster, aus welcher Müdigkeit ruft Christus dich heraus?

Fünftens: Es geht um die Bindungen.

Auferstehung ist nicht nur momentanes Ereignis, sondern ein Prozess. Manche Dinge lösen sich nicht sofort. Manche Bindungen sitzen sehr fest. Deswegen braucht es Gemeinschaft. Deswegen brauchen wir Sakramente. Deswegen brauchen wir Beichte, Gespräch, Begleitung, Gebet und Stille. Wir brauchen andere Menschen, die nicht urteilen, sondern lösen helfen.

Der tiefere Zusammenhang: Lazarus und das Kreuz

Der tiefere Zusammenhang ist vielleicht dieser: Johannes erzählt vom Wunder der Auferweckung des Lazarus im Vorfeld des Pascha, im Vorfeld des Kreuzes. Lazarus verlässt sein Grab – aber Jesus geht weiter auf den Weg, der ihn ans Kreuz führt. Auferweckung ist nicht Magie, die den Tod endgültig abschafft. Sie ist ein Zeichen. Ein Vorschein. Ein Hinweis: Gottes Ja zum Leben ist stärker. Und dieses Ja nimmt in der Eucharistie eine Form an, die uns unendlich nahe kommt: in Brot und Wein. Ein Gott, der nicht nur ruft, sondern sich schenkt.

P. Ambrosius

Die Pfingstsequenz

„Komm herab, o Heil'ger Geist“

Heute stehen wir mitten in einem Geheimnis. Die Worte der alten Sequenz *„Komm herab, o Heil'ger Geist, der die finstre Nacht zerreißt...“* sind nicht bloß ein bewegend schönes Gedicht. Sie sind Einladung, Seufzer, Hort der Hoffnung und tägliche Notwendigkeit. Pfingsten ist mehr als ein Fest im liturgischen Kalender. Pfingsten ist das Ereignis, in dem Gottes Gegenwart sich neu schenkt, die Wirklichkeit durchweht, die Welt transformiert.



Die Urerzhlung in der Apostelgeschichte ist knapp: Die Jünger haben sich zum Pfingstfest alle in einem Haus versammelt. Da erhebt sich plötzlich ein gewaltiger Wind und erfüllt das ganze Haus, Zungen wie von Feuer erscheinen ihnen, der Wind setzt sich auf einen jeden von ihnen und sie fangen an, in fremden Sprachen zu sprechen, und die Menschen draußen, die aus aller Herren Länder zum Fest nach Jerusalem gekommen sind, hören plötzlich die Jünger in ihren eigenen Sprachen predigen. Bestürzung und Verwunderung machen sich breit. Wind, Feuer, Stimmen – es sind große, aber zugleich auch ganz einfache Bilder, die besagen, dass Gott nicht in einem abgeschlossenen Raum bleibt, dass sein „Geist“ braust und brennt und spricht. Wenn wir heute die alten Worte hören *„Komm, der alle Armen liebt, komm, der gute Gaben gibt“*, dann werden wir daran erinnert, dass der Geist nicht bloß eine Idee ist, sondern eine Person, ein Gegenüber, flammende Liebe.

Die Pfingstsequenz ist kein Triumphlied. Sie ist flehendes Gebet, ein Rufen aus der Erfahrung menschlicher Begrenztheit, denn wir können uns nicht selber erlösen, wir können uns nicht selber heilen, wir können uns nicht selber erleuchten. Wir können nur flehentlich bitten:

*Komm herab, o Heil'ger Geist,
der die finstre Nacht zerreißt,
strahle Licht in diese Welt.*

Schon der erste Vers setzt den Ton: Nicht wir steigen hinauf – er kommt herab.

Das griechische Wort *pneuma* heißt Geist und zugleich Atem. Schon dieses Bild enthält alles: Atem ist, was uns lebendig macht; Atem ist, wovon wir total abhängig sind. Ohne Atem kein Leben. Wenn die Pfingsterzhlung von „Wind“ spricht, meint sie damit nicht

nur ein Naturphänomen, sondern die Erfahrung, dass uns eine Kraft ergreift und schüttelt und innerlich frei macht. Der Heilige Geist befreit, weil er in uns atmet.

Pfingsten macht uns wieder aufmerksam auf unseren Atem, damit wir nicht in der Hast ersticken, nicht in der täglichen Hetze verkümmern. Viele von uns leben mit einer inneren Unrast. Arbeit, Sorgen, Nachrichtenflut – all das drückt auf die Brust. Pfingsten ruft uns in die Stille des Atems zurück. Nur wer ausatmet, kann empfangen. Nur wer atmet, kann geben. Der Geist lehrt uns einen Rhythmus, der anders ist als der unsere: Still werden und empfangen – und dann sprechen und handeln.

In der benediktinischen Tradition geht es nicht um religiösen Aktionismus, sondern um die Kunst des Empfangens. *Ora et labora* – atmend beten und arbeiten. Pfingsten erneuert diese Balance: Es ist nicht nur die Gabe, die wir erhoffen, sondern zugleich auch die Praxis, die Gabe anzunehmen und in den Alltag einzuweben.

*In der Unrast schenkst du Ruh,
hauchst in Hitze Kühlung zu,
spendest Trost in Leid und Tod.*

Das Christentum beginnt nicht mit menschlicher Leistung, sondern mit göttlicher Zuwendung. Diese Berührung nehmen wir nicht so sehr in den geordneten, hellen, übersichtlichen Räumen unseres Lebens wahr, sondern vor allem in der Nacht. In der Nacht? Nicht jede Nacht ist Schuld. Nicht jede Dunkelheit Versagen. Manche Nacht ist einfach Nacht der Erschöpfung, Nacht der Überforderung, Nacht der Trauer, Nacht des Nicht-mehr-Wissens.

In der Sequenz bittet der Beter nicht: „Erkläre mir die Nacht.“ Er/sie sagt: „Zerreiße sie.“ Es gibt Dunkelheiten, die nicht analysiert, sondern durchbrochen werden müssen.

*Komm, der alle Armen liebt,
komm, der gute Gaben gibt,
komm, der jedes Herz erhellt.*

Pfingsten ist nicht das Fest der Starken, der religiös Erfolgreichen. Nicht das Fest derer, die alles im Griff haben. Der Geist liebt die Armen, aber nicht nur diejenigen, die materielle Not leiden, sondern auch all die innerlich Bedürftigen. „Armut“ als innere Haltung.

Arm ist, wer nicht mehr so tut, als hätte er alles verstanden. Arm ist, wer seine eigene Brüchigkeit nicht länger überspielt. Arm ist, wer die Masken ablegt. Solche Armut ist nicht gleich „Mangel“. Nur wer leer ist, kann empfangen oder – um mit Werner Bergengruen zu sprechen – „liebt doch Gott die leeren Hände, und der Mangel wird Gewinn“. Wer mit leeren Händen kommt, dem wird gegeben.

Der Geist gibt Gaben – nicht als Lohn, sondern als Geschenk. Lohn, der nicht kalkulierbar ist, Gaben, die nicht verdient werden. Gaben, die manchmal erst im Rückblick als solche erkannt werden.

Und er erhellt das Herz. Nicht indem er alles erklärt, sondern indem er trägt, wo das Verstehen an seine Grenzen kommt.

*Komm, o du glücklich Licht,
fülle Herz und Angesicht,
dring bis auf der Seele Grund.*

Dieses Licht ist kein moralisches Scheinwerferlicht. Es stellt nicht bloß. Wärmend und sanft dringt es „bis auf der Seele Grund“.

Der Geist berührt den Grund der Seele, dort, wo wir uns selbst oft nicht mehr besuchen, wo alte Verletzungen liegen, wo Angst und Sehnsucht nahe beieinander wohnen. Dorthin kommt der Geist, nicht um zu richten, sondern um zu heilen.

*Ohne dein lebendig Wehn
kann im Menschen nichts bestehen,
kann nichts heil sein noch gesund.*

Der Mensch kann funktionieren ohne Gott. Er kann organisieren, planen, optimieren. Aber er wird nicht heil. Heil meint Ganzheit, Versöhnt-Sein mit sich selbst, mit der eigenen Geschichte, mit den eigenen Brüchen.

Ohne den Geist wird der Mensch hart. Oder zynisch. Oder innerlich immer hohler. Mit dem Geist aber wird Erstarrtes weich und durchlässig und kann wieder gute Nahrung aufnehmen.

*Was befleckt ist, wasche rein,
Dürrem gieße Leben ein,
heile du, wo Krankheit quält.*

Und weiter:

*Wärme du, was kalt und hart,
löse, was in sich erstarrt,
lenke, was den Weg verfehlt.*



Ein weiteres Bild, das uns zu Pfingsten gegeben wird, ist das Feuer. Es wärmt, es macht hell und verbrennt zugleich, was es berührt. So ist der Geist nicht nur Trost, sondern auch Reinigung. Sein Feuer ist nicht sanft, sondern reinigend und heilend. Gott verzehrt im Feuer das Festgefügte, um neu zu bauen.

Manchmal haben wir Angst vor dem Feuer. Wir haben Angst vor den Schmerzen der Umkehr, vor dem Aufgeben lieb gewordener Sicherheiten, vor dem Sterben alter Gewohnheiten. Doch das heilige Feuer zerstört nicht um der Zerstörung willen, sondern möchte neues Wachstum, neues Leben ermöglichen. Das Feuer des Geistes befreit von der Lüge, dass das Verharren in lieb gewordenen, erstarrten Formen angeblich Sicherheit gewährt.

Wir sollten unterscheiden: Es gibt das aggressive Feuer des Zorns und das heilende Feuer der Liebe. Pfingsten schenkt uns letzteres: ein Feuer, das reinigt, ohne zu vernichten, das umwandelt, ohne zu zerstören. Aus Asche wächst oft die keimende Saat – so ist die Logik der göttlichen Verwandlung.

Das Fremdsprachenwunder in der Apostelgeschichte ist ein Zeichen. In einer Welt, die sich oft in sprachlichen und kulturellen Echokammern verliert, ist dies ein Auftrag: Pfingsten befähigt uns, einander zu verstehen. Nicht durch Rhetorik, nicht durch Überreden, sondern durch eine innere Öffnung, die es möglich macht, dem Anderen in seinem Anderssein zu begegnen.

Sprache ist mehr als ihre Wörter; sie bringt eine Haltung zum Ausdruck. Die Gaben des Geistes – Weisheit, Erkenntnis, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Gottesfurcht – wirken alle über die Art, wie wir sprechen und zuhören. Pfingsten macht aus uns Menschen, die nicht nur im eigenen Idiom verharren, sondern sich öffnen, um das Fremde zu beherbergen.

Gerade in unseren Gemeinden ist das eine praktische Aufgabe: Räume schaffen, in denen Menschen ihre Sprachen finden dürfen – die Sprache des Schmerzes, die Sprache der Freude oder die der Stille. Die Kirche soll keine Bühne für laute Gewinner sein, sondern ein Ort, an dem Sprechen und Schweigen im rechten Verhältnis stehen. Pfingsten gibt uns die Gabe, die Sprache des Herzens zu sprechen, und die Fähigkeit, die Herzenssprache anderer zu hören.

*Gib dem Volk, das dir vertraut,
das auf deine Hilfe baut,
deine Gaben zum Geleit.*

Pfingsten ereignet sich mitten in einer versammelten Gemeinschaft. Nicht privat, nicht isoliert. Das ist wichtig. Die Ausgießung des Geistes zielt auf Gemeinschaft – auf eine Kirche, die nicht innerlich gespalten ist, sondern Gemeinschaft in Verschiedenheit ist.

Aus der benediktinischen Perspektive heißt das: Wir sind ein Leib. Wir leben nicht für uns allein, die Gaben, die wir erhalten, sind für die anderen. Wer das Charisma hat, der teilt; wer die Gabe der Klärung hat, hilft dem Anderen, zu ordnen; wer trösten kann, geht zu den Trauernden. Pfingsten ruft uns in die gegenseitige Verantwortung. Jede Gabe, die sich in einer Gemeinde zeigt, ist ein wichtiger Baustein des Ganzen.

Und wie sieht das konkret aus? Vielleicht so, dass wir einander aufmerksam machen auf Gaben, von denen man womöglich gar nicht weiß, dass man sie besitzt. Dass wir einander ermutigen. Dass wir niemandem das Sprechen verbieten und Räume schaffen für Beratung und Unterscheidung. Dass wir Menschen, die am Rand stehen, einladen und Armen nicht nur materiell, sondern auch seelisch helfen. Die Gemeinschaft ist der Ort, an dem die Gaben des Geistes lebendig bleiben; außerhalb der Gemeinschaft besteht die Gefahr, dass eine Gabe eher persönlicher Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit Vorschub leistet.

*Höchster Tröster in der Zeit,
Gast, der Herz und Sinn erfreut,
köstlich Labsal in der Not.*

Die Sequenz nennt den Heiligen Geist „Höchster Tröster“, *Parakletos*, also „Nebensteher“ oder „Beistand“. Tröster ist nicht jemand, der Leid einfach wegzaubert, sondern in die Tiefe der Schmerzen begleitet, unser Leid teilt und mit uns wartet auf etwas wie „Sinn“. In Krankheit, Tod und Ungerechtigkeit ist die Gegenwart des Geistes nicht der triumphale Ausweg, sondern ein Durchhalten. Die Gabe des Trostes ist nicht Flucht vor dem Schmerz, sondern Begleitung durch den Schmerz.

Der Geist Gottes ist „Gast“. Dieses Wort ist entscheidend. Ein Gast zwingt sich nicht auf. Er respektiert den Gastgeber, und doch verändert er ihn durch seine Anwesenheit.

Wo der Geist zu Gast ist, verändert dies die Situation nicht sofort, aber die Atmosphäre ändert sich. Not, Krankheit, Trauer verschwinden nicht, und doch kann man anders atmen. Das ist Labsal, nicht die Lösung. Es ist die Erfahrung „ich bin nicht allein“.

Zugleich ist der Geist eine Prüfungsinstanz. Manchmal ist das ziemlich unbequem: Wir werden gerufen, Verantwortung zu übernehmen, uns zu korrigieren, unser Verhalten zu ändern. Wir werden angehalten, den Weg der Unterscheidung zu gehen. Die Betonung liegt hier auf „Unterscheidung“. Gemeint ist Klärung, nicht „Urteil“ und „Verdammung“. Die Gabe des Geistes befähigt uns, mit Milde, Ernst und Gebet nach der Wahrheit zu suchen.

Pfingsten endet nicht in frommer Ergriffenheit, denn, wie die Jünger, sollen wir Zeugnis ablegen und uns auf den Weg machen. Das ist wichtig. Glaube, der sich nicht auf den Weg macht, vertrocknet und zerbröselst. Die Erfahrung von Pfingsten führt ins Offene, heraus aus dem lieb gewordenen Kreisen um sich selbst – zum Nächsten. Die Stimme des Geistes soll von jetzt an hörbar werden in den Städten, in den Familien, in den Institutionen.

Wir haben eine Mission. Aber mit „Mission“ ist nicht Propaganda, sind nicht lautstarke Werbekampagnen gemeint. Wir sollen vielmehr dort, wo wir sind, wirklich anwesend sein.

Und das wiederum heißt, Gerechtigkeit zu üben, freigiebig zu sein, die Schöpfung zu achten, Fremde und Bedürftige aufzunehmen. Die Gaben des Geistes sind Instrumente der Liebe in der Welt. Und Liebe ist stets konkret: sie teilt ihr Brot, sie hat ein offenes Ohr, sie entscheidet gerecht.

Wenn „Geist“ „Atem“ ist, dann hat Pfingsten auch eine ökologische Dimension. Unsere Welt droht an Ausbeutung, Unvernunft und Profitgier zu ersticken. Das Evangelium des Geistes ruft auf zur Umkehr im Umgang mit der Schöpfung. Wer den Atem Gottes spürt, dem wird der Raubbau fremd. Spirituelle Sensibilität führt zu ökologischem Gewissen, denn im Grunde wissen wir, was zu tun wäre – nämlich einfacher leben, dem Raubbau an Gottes Schöpfung Einhalt gebieten und unseren Mitgeschöpfen mit Respekt begegnen.

Die Kirche kann hier eine prophetische Rolle spielen im Vermitteln einer Lebenskunst, die auf Dauer angelegt ist. Pfingsten kann uns lehren, in der Natur nicht nur eine Ressource, sondern eine Gabe zu sehen.

*Lass es in der Zeit bestehn,
deines Heils Vollendung sehn
und der Freuden Ewigkeit.*

Pfingsten ist sozusagen nicht endender Beginn. Es öffnet den Horizont. Der Geist sprengt unsere zeitlichen Fesseln, indem er uns befähigt, zu hoffen – nicht naiv, sondern im Vertrauen auf Gott. Pfingsten heißt: Du musst nicht alles selber tragen. Du darfst dich tragen lassen. Wer atmet, lebt. Wer lebt, darf hoffen.

Praktische Wege

Wie werden wir empfänglich für den Geist? Nicht durch ein magisches Ritual, sondern durch konstante geistliche Übungen, die das Herz öffnen. Hier sind ein paar einfache Wege, die unser Leben dennoch auf den Prüfstand stellen:

Stille und Hören: Täglich Zeit finden, schweigend vor Gott zu sein. Nicht um der Stille willen, sondern um das Leben zu hören.

Lectio Divina: Die Heilige Schrift nicht nur als Information lesen. Lesen, meditieren, beten, still werden.

Gottesdienstliche Treue: Die Liturgie ist kein Museum, sondern lebendiges, uns formendes Geschehen.

Werke der Barmherzigkeit: Gebet ohne tätige Nächstenliebe ist wie ein Körper ohne Leben.

Gemeinsame Unterscheidung: Bei Problemen von großer Tragweite sich beraten mit anderen, die Gemeinschaft einbeziehen, die Familie.

All das sind Übungen, die nicht sofort spektakuläre Wirkung zeigen. Sie sind wie Treppensteigen – mühsam, aber der Weg ist das Ziel.

Ist das nicht zu fromm? Funktioniert das in einer säkularisierten Gesellschaft überhaupt? Meine Antwort ist: „Probiere es einfach aus.“ Pfingsten ist eine existentielle Erfahrung, die auch Menschen außerhalb der Kirche machen können. Wer sich von einem höheren Sinn berühren läßt, erlebt etwas, das über die Kategorien des Zeitgeistes hinausreicht.

Ein anderer Einwand lautet: „Was, wenn wir den Geist falsch verstehen?“ Hier kann die Gemeinschaft helfen, zu prüfen und zu unterscheiden und vor Hochmut zu bewahren. Der Geist läßt sich nicht instrumentalisieren. Er ruft zur Wachsamkeit. Deshalb sind Besinnung, Buße und auch Zurechtweisung nötig. Es sind wichtige Schritte auf dem Pfingstweg.

Zum Schluss ein Wort des Patriarchen Ignatios IV. Hazim von Antiochien (+ 2012) aus seiner berühmten Rede auf der 4. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1968 in Uppsala:

„Ohne den Heiligen Geist ist Gott fern, bleibt Christus in der Vergangenheit, ist das Evangelium toter Buchstabe, die Kirche eine bloße Organisation, die Autorität eine Herrschaftsform, die Mission Propaganda, der Gottesdienst ein Beschwörungsritus und das christliche Handeln eine Sklavenmoral.“

Ein Gebet um den Geist

Komm, Heiliger Geist, atme in uns.

Zerreiße die finstre Nacht in unseren Herzen.

Erhelle, was verworren ist.

Was befleckt, was krank ist – wasche und heile.

Erwecke uns aus unserer Gleichgültigkeit.

Schenke Mut, wo Unsicherheit herrscht.

Schenke Wärme, wo Kälte regiert.

Schenke Worte, wo Sprachlosigkeit uns trennt.

Schenke Einfalt, wo wir großtun.

Schenke Gemeinschaft, wo Einsamkeit wohnt.

Herr, gib uns die Gaben, die die Kirche braucht: Einsicht, Demut, Standhaftigkeit, Güte. Lass uns Zeugen sein – nicht mit großen Worten, sondern in tätiger Liebe und treuer Anwesenheit.

Es segne uns der Vater, der uns beruft, der Sohn, der uns sendet, und der Heilige Geist, der in uns atmet. Amen.

P. Ambrosius

Mein Hirt ist Gott der Herr – eine Auslegung

*Mein Hirt ist Gott, der Herr, er will mich immer weiden,
darum ich nimmermehr kann Not und Mangel leiden;
er wird auf grüner Au, so wie ich ihm vertrau,
mir Rast und Nahrung geben und wird mich immerdar
an Wassern, still und klar, erfrischen und beleben.
Er wird die Seele mein mit seiner Kraft erquickern,
wird durch den Namen sein auf rechte Bahn mich schicken,
und wenn aus blinder Wahl ich auch im finstern Tal
weitab mich sollt verlieren, so fürcht ich dennoch nicht;
ich weiß mit Zuversicht, du, Herr, du wirst mich führen.
Du wirst zur rechten Zeit den Hirtenstab erheben,
der allzeit ist bereit, dem Herzen Trost zu geben.
Dazu ist wunderbar ein Tisch mir immerdar von dir,
o Herr, bereitet, der mir die Kräfte schenkt,
wann mich der Feind bedrängt, und mich zum Siege leitet.
Du hast mein Haupt getränkt, gesalbt mit Freudenöle,
den Kelch mir eingeschenkt, hoch voll zur Lust der Seele.
Herr, deine Gütigkeit wird durch des Lebens Zeit
mich immer treu begleiten, dass ich im Hause dein
fest möge wohnhaft sein, zu ewiglichen Zeiten.*

Psalm 23

*Der HERR ist mein Hirt, nichts wird mir fehlen.
Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser.
Meine Lebenskraft bringt er zurück. / Er führt mich auf Pfaden der Gerechtigkeit,
getreu seinem Namen.
Auch wenn ich gehe im finsternen Tal, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei
mir, dein Stock und dein Stab, sie trösten mich.
Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde. Du hast mein Haupt mit
Öl gesalbt, übervoll ist mein Becher.
Ja, Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang / und heimkehren werde
ich ins Haus des HERRN für lange Zeiten.*

Es gibt Lieder, die sind wie ein tragender Boden. Man kann sie singen, wenn man stark ist – aber eigentlich sind sie für die Stunden geschrieben, in denen man nicht stark ist. „Mein Hirt ist Gott der Herr“ ist so ein Lied: eine dichterische Auslegung von Psalm 23, formuliert von Caspar Ulenberg (1582), später mit einer bis heute verbreiteten Melodie (u. a. Johannes Hatzfeld, 1948) im Gotteslob als Nr. 421.

Es ist ein Psalmlied und das heißt: Es ist kein theologischer Traktat. Es ist ein Gebet in Bildsprache. Es argumentiert nicht, es sucht keine „Beweise“, es stiftet Halt und Vertrauen. Und es beginnt mit einer Zuordnung, die uns schon alles sagt: Nicht ich bin mein Hirte, sondern Gott.

„Mein Hirt“ – das Bild steht für Beziehung. In einer Zeit, in der wir uns selbst oft als Projekt verwalten, klingt diese Sprache fremd. Der moderne Mensch treibt sich selbst an: Er ist zugleich Arbeiter und Aufseher, er optimiert sich, kontrolliert sich, erschöpft sich. Der Gedanke des „Hirten“ ist dazu ein Gegenwort: Du bist nicht dein eigener Ursprung. Du musst dich nicht selbst retten. Du wirst geführt.

Romano Guardini hat stets betont, dass Glaube ist weniger System als Beziehung sei. Christlichsein beginnt nicht mit „ich erkläre mir die Welt“, sondern mit „ich bin angesprochen“. Ein Hirte ruft. Er kennt seine Schafe. Er geht voraus. Und das Lied spricht diese Wirklichkeit nicht abstrakt aus, sondern existenziell und sagt „mein Hirt“. Es meint nicht den Hirten „im Allgemeinen“, sondern ein Du, das mich meint.

Das Lied nimmt den Psalm auf: „Mir wird nichts mangeln“. Das ist nicht leichthin gesagt, denn es behauptet nicht: Wer glaubt, hat keine Probleme. Es behauptet: Wer Gott als Hirten hat, ist nicht heimatlos – auch wenn er Probleme hat.

Thomas Merton sprach von der Verschiebung vom „falschen Selbst“ zum „wahren Selbst“. Das falsche Selbst will Sicherheiten: Kontrolle, Erfolg, Zustimmung. Es hat ständig Angst vor Mangel. Das wahre Selbst lernt, aus einem anderen Grund zu leben: aus dem Bewusstsein, gehalten zu sein. „Nichts wird mir fehlen“ meint dann nicht: Ich bekomme alles, was ich mir wünsche, sondern „ich bin nicht verlassen“.

Und genau deshalb ist dieses Lied auch so oft an Lebenswenden gesungen worden: bei Abschieden, an Gräbern, in Zeiten von Krankheit. Nicht, weil es die Leiden leugnet, sondern weil es eine innere Haltung stiftet: Gott ist da und sieht mich.

Das Lied malt die klassischen Psalm-Bilder: Weide, Rast, stille Wasser. Und diese Bilder sind nicht nur pastoral-romantisch. Sie sind geistliche Diagnostik: Der Mensch braucht Orte der Sammlung, sonst wird er innerlich blind vor Unruhe.

Wir leben in einer Gesellschaft, die keine Stille mehr kennt, nur noch Reiz und Reaktion. In einer derartigen Umgebung verdorrt die Seele allmählich, ganz leise. Man wird unkonzentriert, gereizt, leer und müde. Genau hier sind „stille Wasser“ kein Idyll, sondern Medizin.

Liturgie und geistliche Praxis, die bei uns Benediktinern so wichtig sind, sind nicht Dekoration, sondern Formung des Herzens. Dieses Lied formt, indem es dem Herzen Bilder gibt, die es aus der Zerstreung holen. Wer singt „stille Wasser“, geht innerlich einen Schritt zurück von der Dauerberieselung zurück zum Ursprung.



Guter Hirte-Prizilla-Katakombe, 3. Jhrd.

Die „grüne Au“ ist nicht nur draußen. Sie kann auch ein innerer Ort sein – ein Moment am Tag, in dem ich nicht funktioniere, sondern empfangen. Ein kurzes Gebet. Eine stille Minute. Ein Psalmvers. Nahrung für die Seele

Der Psalm und das Lied leben von dem Verb „führen“. Es besagt, dass ich nicht alle Etappen kenne. Das ist aber nicht weiter schlimm, denn ich gehe nicht allein.

Meister Eckhart würde hier das Wort Gelassenheit verwenden – nicht als Passivität verstanden, sondern als Loslassen, woran ich mich sonst krampfhaft festhalte. Gelassenheit Ich muss mich nicht ständig an etwas festhalten, um mich sicher zu fühlen. Ich darf mich führen lassen, ohne meine Freiheit zu verlieren.

Der Hirte ist kein Zwingherr. Er lenkt die Schafe nicht durch Gewalt. Er schenkt Beziehung. Das Lied spricht nicht von Zwang, sondern von Treue. Das ist der Unterschied zwischen Kontrolle und Führung.

Dann schlägt das Bild um: Nach der grünen Weide führt der Weg durch ein dunkles Tal. Auch Ulenbergs Lied nimmt diesen Ernst auf: Die Stimmung wird bedrohlich. Hier zeigt sich, weshalb das Bild von Hirten so stark ist: Gerade in Schwierigem Gelände braucht die Herde die Führung durch den Hirten.

Unsere Zivilisation betrachtet Scheitern, Krankheit und Tod, alles Negative als Störungen, die möglichst schnell aus den Augen verschwinden sollen. Psalm und Lied tun das Gegen-

teil: Sie integrieren das Negative. Dabei behaupten sie nicht, dass die Dunkelheit gut sei. Sie sagen nur, die Dunkelheit habe nicht das letzte Wort.

Leben vor Gott ist nicht Flucht aus dem Dunklen, sondern die Fähigkeit, sich im Dunklen nicht zu verirren. Der Glaube wird nicht daran gemessen, ob du dich immer im Licht fühlst, sondern ob du im Dunklen noch das „Du“ spürst und sagen kannst: Mein Hirt.

Gerade wenn die vermeintlichen Sicherheiten wegfallen, wird deutlich, was wirklich trägt und Halt gibt. Im Psalm sind es zum Beispiel „Stab und Stecken“, die helfen und vor Gefahren schützen. (Mit der Krümmung des Hirtenstabes, zum Beispiel, werden Tiere, die ausgebüchst sind, wieder eingefangen.) Um ihr Leben zu schützen, setzt der Hirt der Freiheit der Tiere also auch Grenzen.

Die moderne menschliche Freiheit hingegen schlägt oft um in ihr Gegenteil und wird eine Art Selbstversklavung und Selbstausbeutung: Man hat unbegrenzt erreichbar und unbegrenzt leistungsfähig zu sein – bis man ausgebrannt ist. Der „Hirtenstab“, den wir brauchen wäre ein „Nein“ zu der ständigen Überforderung, ein „Nein“ zu dem ständigen Vergleichen mit anderen, zu der ständig überhöhten Geschwindigkeit, die die Seele zerreiht.

„Du bereitest mir einen Tisch“

Der Psalm – und das Lied – kennt den überraschenden Umschwung: Wir werden nicht nur geführt, sondern auch eingeladen an einen gedeckten Tisch. Wir erleben Tischgemeinschaft. Man darf hier unmittelbar an die Eucharistie denken: Gottes „Tisch“ ist nicht nur Metapher, sondern liturgische Wirklichkeit. Der Glaube ist nicht nur ein inneres Fühlen, er wird leibhaftig, nämlich Brot, Kelch und Gemeinschaft. Und in dieser Leibhaftigkeit liegt Trost: Du bist nicht nur ein Gedanke. Du bist ein Mensch, der Nahrung braucht – und Gott schenkt sie dir.

Der Tisch ist auch ein Bild für das Leben, das wir miteinander teilen. Christ zu sein führt nicht in die Isolation, sondern in eine größere Verbundenheit. Wer sich vom Hirten führen lässt, gelangt ins Weite.



Guter Hirte-Prizilla-Katakombe,
3. Jhrd.

„Das Öl, der überfließende Becher – Übermaß gegen Angst vor Mangel

Psalm 23 spricht vom Überfließen. Da wird verschwenderisch mit dem Öl umgegangen und der Trinkbecher wird gefüllt, bis er überläuft. Das Lied trägt diese Bewegung mit. All die guten Gaben werden nicht nur gerecht verteilt, sondern der Beschenkte wird damit überhäuft. Der entscheidende Unterschied zwischen Konsum-Überfluss und Gnaden-Überfluss wird hier sichtbar.

Konsum überfordert, Gnade entlastet. Konsum verlangt immer mehr, Gnade schenkt „genug“. Der Becher fließt über, nicht weil ich so perfekt war, sondern weil Gott gibt.

Deshalb wird in den Synagogen im Sabbatgottesdienst der Becher gefüllt, bis er überfließt.

Meister Eckhart sagt in diesem Zusammenhang, „Armut“ im geistigen Sinn sei nicht Mangel, sondern Offenheit. Wessen Herz leer ist von Besitz, der kann empfangen. Wessen Herz voll ist von allem möglichen Krimskrums, kann nichts mehr aufnehmen. Der überfließende Becher setzt ein Herz voraus, das leer ist und bereit zu empfangen.

Am Ende steht im Psalm: „Ich werde wohnen im Hause des Herrn.“ Das ist die Heimat, in die das Lied zurückführt: Wir möchten nicht nur geführt, behütet und versorgt werden unsere wohl tiefste Sehnsucht ist die, endlich zuhause zu sein.

Das Lied erzählt von der Dunkelheit. Es erzählt von Feinden und Gefahren. Aber es setzt etwas dagegen: die Treue der Hirten.

P. Ambrosius

Seligpreisungen

Der evangelische Christ und frühere Bundeskanzler Helmut Schmitt stellte einmal kurz und bündig fest, mit der Bergpredigt könne man keinen Staat regieren. Einige Sekunden später fügte er genauso kurz und bündig hinzu: „Ohne die Bergpredigt geht es aber auch nicht!“

Dass Jesus auf dem Berg stand und druckreif seine Thesen verkündete, habe so nicht stattgefunden, lehren uns die Exegeten. Die Evangelisten Matthäus und Lukas seien es gewesen, die die Seligpreisungen zusammengestellt hätten, also jene Aussagen, die Jesus besonders wichtig waren.

Wenn Jesus zu sprechen beginnt, hören wir keine Moralpredigt, sondern Verheißungen. Jesus stellt die Menschen in einen neuen Horizont, indem er unerhörte Umwertungen vornimmt und den Menschen verkündet: Gott ist euch nahe – gerade dort, wo ihr schwach seid.

So oft wir die Seligpreisungen auch hören, sie bleiben sozusagen ein Stachel in Fleisch, denn sie widersprechen allem, was wir gewöhnlich „Erfolg“ nennen. Sie widersprechen dem Reflex, sich zu behaupten, sich abzusichern, sich zu schützen. Und zugleich berühren sie etwas in uns, das wir nicht wegargumentieren können: die Sehnsucht nach einem Leben, das nicht nur funktioniert, sondern wahr und gut ist.

In der benediktinischen Tradition beginnt Spiritualität mit dem Wort „höre!“, nicht mit „mach!“ oder „beweise!“, sondern mit „höre!“ In diesem Sinne sind die Seligpreisungen nicht als Empfehlungen gedacht, die man nur umzusetzen braucht. Sie sollen eher wie Samen sein, die in uns keimen und wachsen. Sie sind auch als eine Art Spiegel gedacht, denn sie zeigen uns, wo unser Herz hart geworden ist, wo es müde ist und Angst hat – und wo es sich nach Freiheit sehnt.

Ich möchte die Seligpreisungen heute als Weg einer inneren Heilung betrachten, als eine Art realistische Mystik: Jesus nennt selig, was die Welt nicht belohnt. Und er nennt selig, was Gott in uns verwandeln will. Die Wege, die er aufzeigt, stellen unsere bisherigen Lebenshaltungen auf den Kopf und sind zugleich Antwort auf unsere Sehnsucht nach einem guten, gelingenden Leben. Es sind die Wege, die uns zu der lebendigen Person Jesus Christus führen.

Modern ausgedrückt würde man sagen: es handelt sich hier um so etwas wie ein „Leitbild der Welt“ oder ein „Leitbild des Lebens“: Und dieses Leitbild schenkt uns durch sein Handeln der Herr selbst.

Manchmal wirkt die Bergpredigt wie ein Gegenprogramm zu unserer heutigen Lebensweise. Wir leben in einer Welt, die uns dauernd weismachen will, dass wir uns mit allen Kräften darum bemühen müssten, glücklich zu werden; die uns verheißt, es sei „Glück“, auf der Erfolgsleiter oben angekommen zu sein, ein Glück, das Sicherheit und Unabhängigkeit verspricht und von Stärke und Durchsetzvermögen zeugt. Was für ein Glück – du kannst mithalten mit denen, die auch oben angekommen sind.



Kirche der Seligpreisungen

Ein anderes Bild: Jesus steht auf einem Berg und sieht müde, erschöpfte Menschen, die hoffnungsvoll zu ihm aufblicken, und er sagt „Selig, die ihr hungert und dürstet ...“ ...

Er sagt nicht: „Reißt euch zusammen!“, nicht: „Strengt euch einfach ein bisschen mehr an!“, nicht: „Ihr stellt es eben falsch an“. Er sagt: „Selig seid ihr...“. Nein, ihr seid nicht unsichtbar. Ihr seid Kinder Gottes voller Würde. Ihr seid nicht verloren. Gott ist euch näher, als ihr meint.

Die Seligpreisungen sind eine Ansage. Allerdings könnte man sie auch anders verstehen, nämlich als Vertröstung, als Stillhalte-Empfehlungen für Arme und Schwache nach dem Motto: „Jetzt bist du arm und traurig und unscheinbar, aber freue dich, im Himmel wirst du dafür entschädigt.“ Dann würde man Jesus aber das Wort im Mund herumdrehen. Bei ihm wird Leid nicht romantisiert, wird Armut nicht schöngeredet, werden Tränen nicht verklärt. Nein, er stellt sich auf die Seite derer, die sonst übersehen werden. Das ist allerdings das Gegenteil der Aussage „wertvoll ist nur, wer funktioniert“. In den Seligpreisungen misst Jesus mit anderen Maßstäben. Er konfrontiert uns mit einer neuen Wirklichkeit.

Das ist so, wie wenn jemand sagt: „Ich vergebe dir“ – und damit eine neue Zukunft möglich macht. Oder: „Du bist willkommen“ – und auf einmal wird aus Fremdsein Zugehörigkeit.

Jesus setzt die kühle, berechnende Glückslogik, in der nur die Gewinner zählen, außer Kraft.

Ja, das ist „progressiv“ im besten Sinn – im Sinn des Evangeliums: Gott steht an der Seite derer, die übersehen werden.

„Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich“

Bei Matthäus heißt es: „arm im Geist“ bzw. „arm vor Gott“. Das wird manchmal verkürzt verstanden, als ginge es um „geistliche Bescheidenheit“ – als wäre Armut hauptsächlich ein innerer Zustand.

Aber laut biblischem Verständnis sind die „Armen“ tatsächlich diejenigen, die wenig Macht haben, die sich nicht so absichern können wie andere. Die schneller fallen, wenn das Leben wackelt.

Die Anprangerung der sozialen Ungerechtigkeit fällt also nicht unter den Tisch: Wo Menschen arm gemacht werden durch ungerechte Löhne, durch Ausgrenzung, durch Kriege, durch eine Wirtschaft, die Menschen abschreibt, sagt Jesus: Gottes Reich steht nicht auf der Seite der sogenannten Gewinner.

Armut im Geist ist also nicht Mangel an Intelligenz oder gar eine spirituelle Minderbegabung. Armut im Geist ist auch keine Geringschätzung des Lebens und keine Aufforderung zur Selbstentwertung. Armut im Geist meint: Ich definiere mich nicht über meine Sicherheiten – nämlich Kontrolle, Ansehen, Leistung (vielleicht sogar „fromme Leistung“, Sich-im-Recht-wissen, materielle Absicherung).

Arm im Geist ist, wer vor Gott sagen kann: „Ich komme mit leeren Händen. Ich bin nicht mein Erfolg. Ich bin bedürftig.“

Daher ist Armut im Geist zugleich eine innere Entkrampfung. Wer arm im Geist ist, hört auf, sich selbst zu besitzen. Und plötzlich gibt es Platz für Dankbarkeit und Staunen und Beziehung. Das „Reich Gottes“ ist gegenwärtig.

„Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.“

„Trauernde“ sind nicht nur Menschen bei einem Begräbnis. Trauer kann vieles sein: Trauer über das Zerbrechen einer Beziehung; Trauer über eine Diagnose; über etwas in mir, was ich selbst nicht heilen kann; Trauer über Krieg und Gewalt, über die Verachtung der Schwachen und die Zerstörung der Schöpfung.

Trauer, das ist der Schmerz, weil wir jemanden oder etwas endgültig verloren haben. Doch wir leben in einer Zeit, die Trauer, vor allem wenn sie mit „Tod“ verbunden ist, als Störung empfindet. Also schnell therapieren und Schwamm drüber. Doch wohin mit der Liebe, wenn der geliebte Mensch nicht mehr zu erreichen ist? Warum nennt Jesus die Trauernden „selig“? Etwa, weil ihr Herz noch lebendig ist? Jesus weiß, wovon er spricht, denn als sein Freund Lazarus gestorben ist, trauert er und weint.

Sprüche wie „Das wird schon wieder“, helfen da nicht. Was Jesus meint, ist: „Du darfst weinen, ich bin bei Dir. Du bist nicht allein.“ Trost heißt: Gott hält mich aus, wenn ich mich selber nicht mehr halten kann.

Im Kloster ist Trauer nicht immer sichtbar – auch dort gibt es Formen des Funktioniens. Und doch ist geistliches Leben ohne Trauer nicht reif. Denn Trauer reinigt den Blick. Sie macht uns sanfter. Sie nimmt uns die Illusion, alles sei machbar.



Berg der Seligpreisungen

Ich bin oft erstaunt, wenn Schwerkranke, die zu trösten ich gekommen bin, von sich aus einen Sinn in ihrem Leiden sehen und das auch aussprechen: „Gerade in meiner Not habe ich erkannt, wie oberflächlich mein Leben war. Nun habe ich neue Lebenswerte entdeckt – oder – mir ist sogar ein neuer Zugang zu Gott geschenkt worden.“

Ein Außenstehender könnte dem Kranken niemals nie sagen: „Du musst dankbar sein für deine Krankheit. Sie schenkt dir ganz neue Chancen.“ Nur die Betroffenen selbst können das. Man kann es nur schweigend und staunend zur Kenntnis nehmen und als Bereicherung des eigene Lebens verstehen: Hier hat sich ein Mensch auf den Weg Jesu begeben.

Ein weiterer Versuch des Zuganges wäre etwa die Situation, in der sich unsere Kirche derzeit befindet. Es muss allenthalben umstrukturiert werden. Verlustängste kommen auf. Auch die Erfahrung, dass es heute kleiner und unscheinbarer in vielen Bereichen der Kirche zugeht, macht viele ratlos. Wenn Pfarreien zusammengelegt werden müssen und nur noch ein Pfarrer bestellt werden kann, dann kann auch diese Verlusterfahrung Trauer auslösen. Solche Trauer kann leicht in Resignation umschlagen, sie kann aber auch der Ausgangspunkt dafür sein, sich mit neuem Elan in der Kirche zu engagieren.

Ein gutes Beispiel dafür ist die Zusammenlegung mehrerer Pfarreien in Saarbrücken. Vier benachbarte Pfarreien dort konnten weder leben noch sterben. Als der Prozess der Zusammenlegung vor einigen Jahren in Gang gesetzt wurde, waren zunächst – wie nicht anders zu erwarten – viele Blockaden, Befürchtungen und Schwierigkeiten zu überwinden. Nach der Zusammenlegung machte man aber die Erfahrung, dass es auf einmal wieder den Kirchenchor gab, in dem es Spaß machte, zu singen. Die Jugendarbeit lebte wieder auf, und anstatt vier fast leerer Kirchen gab es sonntags wieder eine volle. Und viele sagten: Das hätten wir schon viel früher machen sollen.

Die Seligpreisungen können also Mut machen, so dass wir selbst zu handeln beginnen und uns gegenseitig Beistand gewähren.

Die Versuchung, in Trauer und Resignation zu erstarren, ist groß. Freude hingegen entsteht durch Hoffnung und Arbeit an uns selbst. Die kann man natürlich nicht erzwingen. Doch wenn wir achtsam und aufmerksam mit einander umgehen, werden wir jeden Tag etwas finden, worüber wir uns freuen und wofür wir danken können.

Wenn wir voller Mitgefühl Menschen in ihrer Not wahrnehmen, wenn wir versuchen, andere zu verstehen, ihnen helfen, ihnen vergeben; wenn wir uns – auch in unseren Gemeinden – für Frieden einsetzen und deswegen womöglich sogar Nachteile in Kauf nehmen müssen, dann sind wir „selig“ und begreifen auf einmal, was mit „Trost“ gemeint ist: den Zuwachs an innerem Reichtum und Freude. Und damit verändert sich etwas in der Welt.

„Selig die Sanftmütigen; denn sie werden das Land erben.“

Sanftmut ist eines der am meisten missverstandenen Worte. Sanftmut ist nicht Mangel an Kraft. Sanftmut ist gezähmte Kraft. Sanftmut heißt: Ich habe Energie – aber ich gebrauche keine Gewalt, um diese Energie wirksam werden zu lassen. Wer sanftmütig ist, kann Grenzen setzen, ohne zu verletzen, kann Klarheit schaffen, ohne zu zerstören, kann widersprechen, ohne zu demütigen.

Es ist ein Zuwachs an Freiheit, wenn man die eigenen Impulse erkennt und sich nicht von ihnen beherrschen läßt, also dem Impuls nicht sofort nachgibt, sondern ein, zwei Atemzüge lang wartet, ehe man reagiert. Und in diese Atempause kann der Geist einziehen.

Bei Konflikten erleben wir, dass wir entweder „hart“ werden oder im schlechten Sinn „weich“ und die Flinte ins Korn werfen. Sanftmut ist ein dritter Weg: Ich bleibe innerlich aufrecht, ohne den Anderen zu verletzen. In der Regel Benedikts ist diese Haltung tief verankert. Sie lehrt, Maß zu halten, geduldig zu sein, Rücksicht zu nehmen und bereit zu sein, die Last des Anderen zu tragen. Sanftmütig sein heißt, ich gebe der Aggressivität in mir nicht das letzte Wort. Ich übe eine Freiheit ein, die größer ist als mein spontaner Impuls.

Sanftmut ist eine Form der Gotteserfahrung: Gott drängt sich nicht auf. Gott wirkt leise. Der Sanftmütige wird durchlässiger für diese leise Gegenwart.

„Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden“

Das Verlangen nach Gerechtigkeit kann ein so elementares Bedürfnis sein wie Hunger und Durst. Jesus segnet nicht die Gleichgültigen. Er segnet die, die spüren: So wie es ist, darf es nicht bleiben. Diese Sehnsucht kann jedoch leicht umschlagen in Verbitterung, in moralische Überheblichkeit, in Zynismus. Der Hunger nach Gerechtigkeit ist „selig“, wenn er aus tiefstem Herzen kommt und nicht aus egoistischen Motiven. Es gibt eine Art „Gerechtigkeit“, die den anderen klein machen will, und es gibt eine Gerechtigkeit, die heilen möchte.

Die Gerechtigkeit, um die es Jesus geht, ist nicht nur auf „Ausgleich“ oder die Durchsetzung gerechtfertigter Ansprüche aus. Ihr Anspruch geht weit darüber hinaus. Jesus versteht darunter die Würde eines Anderen, meist Schwächeren anzuerkennen; den Wunsch, dass Beziehungen wahrhaftiger werden, dass Macht andere nicht degradiert, dass die Armen nicht unsichtbar bleiben, dass auch in mir selbst bequemes Wegschauen und Unaufrichtigkeit nicht das letzte Wort haben.

Jesus verspricht uns, dass der echte Hunger nach Gerechtigkeit nicht ins Leere geht: Ihr werdet satt werden. Euer Hunger wird gestillt.

„Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden“

„Barmherzigkeit“ – was besagt dieses wunderbare Wort? Dass unser Herz – nicht unser Kopf – sich einer konkreten Not „erbarmt“. Es beschreibt keine sentimentale Gefühlslage. Barmherzigkeit ist das Herz Gottes. Barmherzigkeit ist die Fähigkeit, den Menschen hinter seinem Verhalten zu sehen.

Wir alle fällen harte Urteile über andere, auch über uns selbst. Barmherzigkeit bedeutet, ich erkenne, wenn ein Mensch verwundet ist, wenn ich selbst verwundet bin. Wie kann ich mich da zum Richter aufwerfen?

Barmherzigkeit ist der Blick, der sagt: „Du bist mehr als deine Fehler. Du bist mehr als dein Versagen. Du bist mehr als die Rolle, die du spielst.“

Und Jesus fügt hinzu: Wer barmherzig ist, findet selbst Barmherzigkeit. Das ist auch psychologisch wahr. Wer nur streng ist, wird innerlich kalt und irgendwann einsam. Wer barmherzig ist, bleibt in Beziehung – und wird selbst gehalten.

Im benediktinischen Leben zeigt sich die Barmherzigkeit ganz konkret: im Umgangston, im Raum, den man einander gibt, in der Geduld mit den Eigenheiten des Anderen. Barmherzigkeit beginnt oft mit „einem Satz weniger“, der verletzen würde. Das ist theologisch hoch aktuell: Heute wird betont, dass Pastoral nicht zuerst Kontrolle ist, sondern Begleitung. Nicht zuerst „Wer darf?“, sondern: „Wer braucht Heilung?“ Barmherzigkeit bedeutet „heilende Nähe“.

Barmherzigkeit ist nicht Gefühlsduselei. Sie ist mutig, denn sie wagt sich in die Grauzonen, wo das Leben nicht sauber und ordentlich ist.

„Selig, die rein sind im Herzen; denn sie werden Gott schauen“

Ein reines Herz ist nicht das makellose Herz, das keine dunklen Gedanken kennt, keine Ambivalenz, keine Versuchung. Reinheit des Herzens ist Eindeutigkeit in der Tiefe: Ich spiele kein doppeltes Spiel. Ich bin nicht zerrissen zwischen Fassade und Wahrheit. Ich werde

innerlich ehrlich. Ich erkenne meine Motive, meine Angst, meinen Neid und meine Sehnsucht. Und ich stelle all das in Gottes Licht.

Reinheit des Herzens hat etwas damit zu tun, welche Bilder, welche Geschichten, welche Vergleiche ich in mir nähre. Das reine Herz ist nicht das naive Herz – es ist das wache Herz.

Rein werden – das ist ein lebenslanger Prozess.

„Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“

Friedenstifter sind keine Konfliktvermeider. Ich weiß um die Spannungen und die Unruhe in mir selbst. Das hilft mir, solche Spannungen auch bei anderen zu erkennen und zu verstehen und mit einer anderen Qualität zu versehen. Frieden stiften heißt auch, sich in Konflikten um Gerechtigkeit und Wahrheit zu bemühen, ohne andere zu demütigen, heißt, nach Lösungen zu suchen, ohne Gewalt anzuwenden.

Viele Konflikte sind nach außen verlagerte Konflikte in uns. Wir bekämpfen im anderen, was wir in uns selber nicht sehen wollen. Frieden stiften heißt deshalb auch: Ich höre auf, mein Inneres nach außen zu entladen.

Jesus nennt die Friedenstifter Kinder Gottes. Kinder Gottes sind Menschen, die dem Vater ähnlich werden.

Frieden stiften kann heißen: ein klärendes Gespräch führen. Oder eine Entschuldigung wagen. Oder Grenzen setzen, ohne zu hassen. Oder eine neue Perspektive eröffnen. Frieden stiften ist kreativ.

Wir müssen nicht jedes Feuer weitertragen, nicht jede Empörung teilen, nicht jede Verletzung kultivieren. Ich kann mich dafür entscheiden die Dunkelheit nicht zu nähren.

„Selig, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen; denn ihnen gehört das Himmelreich“

Und ganz am Ende wird klar: Wer so lebt, wird nicht immer Applaus bekommen. Wahrheit kann Widerstand erzeugen. Gerechtigkeit kann unbequem sein. Barmherzigkeit kann missverstanden werden. Frieden stiften kann bedeuten, zwischen die Fronten zu geraten.

Diese Seligpreisung ermuntert nicht dazu, eine Opferhaltung einzunehmen. Sie weist vielmehr darauf hin, dass du Gegenwind bekommst, wenn du für das Gute einsteht, dass du in dieser schwierigen Lage jedoch nicht verlassen bist. Das Reich Gottes ist dort, wo Menschen aus Treue handeln.

Es gibt aber auch weniger sichtbare Formen der Verfolgung: Wenn man als naiv verlacht wird und nicht mehr „dazugehört“; wenn man ausgegrenzt und benachteiligt wird. Solcher

Druck macht Angst. Doch Jesus ermutigt uns: Bleibt nicht in der Angst stecken. Bleibt treu. Er sagt: Euer Weg hat Sinn. Euer Einsatz ist nicht umsonst. Gottes Reich ist bereits da.

Ein Blick auf die innere Logik der Seligpreisungen

Die Seligpreisungen bilden einen Weg mit verschiedenen Stationen:

Loslassen und arm im Geist werden; wahrnehmen und trauern; die Kräfte zähmen und sanft werden; leidenschaftlich für das Gute eintreten und nach Gerechtigkeit streben; das Herz öffnen und Barmherzigkeit üben; sich um ein reines, aufrichtiges Herz bemühen; verbinden anstatt zu spalten; Frieden stiften und treu bleiben.

Im Grunde beschreiben die Seligpreisungen einen Reifungsprozess. Sie verändern die Welt, indem sie uns dazu ermutigen, innerlich frei zu werden.

„Höre“ – und lebe aus der Verheißung

Im Prolog der Regel des Hl. Benedikt heißt es sinngemäß: Neige das Ohr deines Herzens. Und genau das bewirken die Seligpreisungen – ein hörendes Herz.

Wenn ich mich verkrampfe: Armut im Geist – ich brauche nicht alles festzuhalten

Wenn ich traurig bin: Würde der Tränen – ich darf mich trösten lassen

Wenn ich aggressiv werde: Besinnung auf die Sanftmut – Kraft, die nicht verletzt

Wenn ich zynisch werde: Hunger nach Gerechtigkeit – das Feuer bleibt

Wenn ich hart urteile: Barmherzigkeit – den Menschen in seiner Not sehen

Wenn ich mich verstelle: ein reines Herz – aufrichtig sein

Wenn ich spalte: Frieden stiften – Verbindung herstellen

Wenn ich müde werde: Treue – Gott sieht das Verborgene

Gebet

Gott, du sprichst uns selig nicht dort, wo wir glänzen, sondern dort, wo wir wahr werden. Segne in uns, was arm ist und sich dir anvertraut. Segne in uns, was weint und nicht mehr weiter weiß. Segne in uns, was sanft werden möchte, ohne sich aufzugeben.

Nähre in uns den Hunger nach Gerechtigkeit, bewahre uns vor Zynismus, und gib uns ein hörendes Herz.

Reinige unser Herz. Mach uns zu Menschen des Friedens. Gib uns die Kraft zu treu zu sein und deinen Verheißungen zu folgen. Segne uns. Amen.

P. Ambrosius

Abt Franziskus

Anfang März feierte unser Abt Franziskus seinen achtzigsten Geburtstag. Wir Mönche von Neuburg schauen voll Dankbarkeit zurück auf sein langjähriges Wirken und Beten in unserem Kloster, er hat uns immer wieder Impulse für unser Leben geschenkt. Auch jetzt kommt er des öfteren zu uns, vor allem um die Oblaten zu betreuen. Hier eine knappe Reflexion, wie sie dem Neuburger Patriarchen schon vor Zeiten in die Feder kam:

Gottesrede

„Das vierte Laterankonzil sagt ausdrücklich, man könne über Gott von der Welt aus, also von jedwedem denkbaren Ausgangspunkt der Erkenntnis aus nichts an Inhalten positiver Art sagen, ohne dabei die radikale Unangemessenheit dieser positiven Aussage mit der gemeinten Wirklichkeit selbst anzumerken.“ So Karl Rahner in dem Vortrag mit der Überschrift „Erfahrungen eines katholischen Theologen“, den er anlässlich seines 80. Geburtstages gehalten hat. Selbstverständlich müssten die Theologen von Gott sprechen. „Aber bei diesem Reden vergessen wir dann meistens, dass eine solche Zusage immer nur dann legitim von Gott ausgesagt werden kann, wenn wir sie gleichzeitig auch immer wieder zurücknehmen, die unheimliche Schwebel zwischen Ja und Nein als den wahren und einzigen festen Punkt unseres Erkennens aushalten und so unsere Aussagen immer auch hineinfallen lassen in die schweigende Unbegreiflichkeit Gottes selber.“

Diese Aussagen des alten Rahner kurz vor seinem Tod 1984 begleiten mich seit vielen Jahren als Anregung und Verpflichtung. Ich gehöre zwar nicht in die Klasse der großen Theologen des 20. Jahrhunderts, aber auch ich habe in Vorträgen und Predigten über Gott zu sprechen und bin dabei nicht immer der von Rahner beklagten Theologenfalle entgangen. Wie kann man über Gott so sprechen, dass das Schweigen vor der Unbegreiflichkeit seines Geheimnisses nicht zu kurz kommt?

Vor einiger Zeit habe ich an einer Tagung teilgenommen, bei der es um die revidierte Einheitsübersetzung der Bibel ging. Ein Beispiel, wo der Text geändert wurde, ist der Gottesname in Exodus 3,14. Buber/Rosenzweig übersetzen das Tetragramm mit „Ich werde dasein, als der ich dasein werde“, die bisherige Einheitsübersetzung mit „Ich bin der ‚Ich-bin-da‘“. Die neue Version erinnert an das „Ego sum qui sum“ der Vulgata und lautet „Ich bin, der ich bin“. Zuerst war ich erstaunt und etwas befremdet von diesem vermeintlichen Rückschritt. Ich hatte in meiner Verkündigung oft frei übersetzt: „Ich bin der, der für euch da ist. Ich bin der, der mit euch auf dem Weg ist,“ und meinte, damit dem Urtext nahe zu kommen. Und nun das!

Inzwischen habe ich mich bekehrt. Das Tetragramm ist keine Namensoffenbarung, sondern eine Namensverweigerung. Was sagt von sich, wer nur seine Existenz bestätigt – ohne weitere Einzelheiten. Das kann jeder von sich behaupten, ohne etwas zu offenbaren. Diese Offenbarung ist eine Verhüllung. Der Gott des Sinai hat keinen Namen. Der Name war für die Alten so etwas wie eine Definition. Wer den Namen eines Menschen kannte, hatte Macht über ihn, kannte sein Geheimnis. Gottes Wesen ist aber unbegreiflich und nur in Bildern anzudeuten, die immer wieder der Ergänzung und der Relativierung bedürfen, um nicht falsch zu werden.

Zum Schluss zwei „Atheisten“. Zygmunt Bauman wurde gefragt, ob er Atheist sei. Seine Antwort: „Ich denke, ich bin Atheist. Ich glaube nicht, dass es so etwas wie einen persönlichen Gott gibt. Aber ich glaube an die Unverzichtbarkeit von Gott für unser Überleben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Menschheit leben kann ohne Gott.“ Und Ernst Bloch auf die gleiche Frage in einem Gespräch, das Jürgen Moltmann 1961 mit ihm führte: „Ich bin ein Atheist um Gottes willen.“ Da war mal einer, der das Bilderverbot des Alten Testaments wirklich ernst genommen hat.

P. Benedikt



BEITRITTSERKLÄRUNG

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen.)

Verein der Freunde der Benediktinerabtei Neuburg e. V. Stiftweg 2, 69118 Heidelberg

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Verein der Freunde der Benediktinerabtei Neuburg e. V.

Name, Vorname: _____

Straße/Hausnr.: _____ PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____ Telefon: _____

Geburtsdatum: _____

Der Mitgliedsbeitrag beträgt € 50,- pro Jahr.

Ich ermächtige den Verein, den Mitgliedsbeitrag jährlich von meinem Konto einzuziehen.

Name der Bank: _____

IBAN: _____ BIC: _____

Zusätzlich ermächtige ich den Verein jährlich eine Spende von € _____
von meinem o. g. Konto per Lastschrift einzuziehen.

Bei Spenden bis 300 € wird der Kontoauszug vom Finanzamt als Spendennachweis anerkannt.

Auch einmalige Spenden von Freunden der Abtei, die dem Verein nicht beitreten möchten, sind sehr willkommen und können auf das Konto der Volksbank Kurpfalz Heidelberg, IBAN: DE36 6709 2300 0033 0483 27 überwiesen werden.

Datenschutzerklärung: Wir verpflichten uns hiermit ausdrücklich, sämtliche Mitgliederdaten vertraulich zu behandeln und ausschließlich zur Vereinsinternen Kommunikation zu nutzen sowie für die Kommunikation mit Mitgliedern des Vereins. Mit Ihrer Beitrittserklärung stimmen Sie dieser Erklärung zu. Gleichzeitig erklären Sie Ihr Einverständnis zu gelegentlichen Veröffentlichungen von Fotoaufnahmen im Rahmen von Veranstaltungen des Vereins. Weitere Inhalte dazu entnehmen Sie der Homepage des Klosters.

Ort, Datum

Unterschrift

Bitte heraustrennen oder kopieren und schicken an:

**Verein der Freunde der Benediktinerabtei Neuburg e.V., Stiftweg 2, 69118 Heidelberg,
oder per Mail: freundeskreis@stift-neuburg.de oder Ansprechpartner Kloster:
Bruder Placidus Sturmberg OSB, placidus@stift-neuburg.de**



Gottesdienstordnung in der Karwoche

Gründonnerstag	7.00 Uhr 18.00 Uhr 20.45 Uhr	Trauermette Abendmahlsmesse Komplet danach Anbetung bis 22 Uhr
Karfreitag	7.00 Uhr 15.00 Uhr 19.30 Uhr	Trauermette Karfreitagsgottesdienst Komplet
Karsamstag	7.00 Uhr 17.30 Uhr Keine Komplet	Trauermette Karsamstagsvesper
Osternacht	22.30 Uhr	Osternachtsfeier
Ostersonntag	10.00 Uhr 17.30 Uhr 19.30 Uhr	Hochamt Ostervesper Komplet